Nr. 642. 39. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 19. Dezember 1910

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist"

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Ich bin ein Preuße —!

In den Ohren klingt dir's wie Trommelwirbel und Klang der Flügelhörner, und stolzer hebt du dein Haupt. Du bist zwar längst nicht mit allem zufrieden, was heute unter dem Namen Preußen geht. Aber du weißt: dies Volk hat schon trübere Tage gesehen und hat sich doch immer wieder durchgearbeitet, mit zäher Geduld und unvergleichlicher Lebenskraft. Das ist es ja gerade, worauf du stolz bist, und dich will bedünken, die Zeit sei schon längst reif, überreif dafür, daß dies fleißige und geduldige Volk der Preußen wieder Licht und Luft bekomme, um seine besten Kräfte freier zu regen und zu frischer Blüte zu entfalten.

Mein Sohn, du tust mir herzlich leid.
Dir mangelt die Enthaltsamkeit.
Enthaltsamkeit ist das Vergnüger
An Dingen, welche wir nicht kriegen.

Wir nicht, sondern die anderen. Das kann dir gar nicht oft genug gesagt werden. Wilhelm II. hat einmal behauptet, Preußen habe sich groß gehungert. Es ist etwas dran. Aber der uns das Hungern beibrachte, der alte Fritz, hat wenigstens mitgehungert, und zwar nicht immer nur bildlich. Fürstenhaus und Adel, Bürger und Bauern, sie alle haben während der sieben Jahre lernen müssen, den Schmachtriemen enger zu schnallen. Und auch nachher hat im Preußen von damals niemand in Saus und Braus gelebt. Das Volk hat's geduldig getragen im Gefühle, daß es wohl so sein müsse, wenn man's zu etwas bringen wolle in der Welt. Gehaßt und gescholten haben das harte Regiment des Stoikers auf dem Throne nur die Vornehmen, bis hinauf zu den nächsten Verwandten des einsamen Königs.

Die haben sich nach seinem Tode denn auch rechtschaffen erholt. So rechtschaffen, daß schon 20 Jahre nach des alten Fritzen Tode wieder ein großer Arzt kommen und eine neue, erheblich strengere Hungerkur verordnen mußte. Wiederum hungerte das Preußenvolk getreulich mit seinem Königshause und schüttelte endlich in gewaltiger Anstrengung die Fremdherrschaft ab. Dabei aber war ihm doch der Hunger nach Freiheit und Selbstbestimmung erwacht, und auf der Höhe der allgemeinen Begeiterung hat sich sogar der nüchterne König ein Wort entschlüpfen lassen, das als das Versprechen einer Verfassung verstanden wurde.

Hinterher aber fanden er und seine bureaukratischen und feudalen Ratgeber, es möchte doch besser sein, das Volk noch eine Weile nach politischen Rechten weiter hungern zu lassen. Schon damit es nicht übermütig werde und sich einbilde, daß es auch etwas zu bedeuten habe im Staate. Und das Volk hungerte geduldig weiter. 30 Jahre lang. Dann riß ihm zum erstenmal die Geduld, es wollte sich nicht länger narren lassen, während anderen Völkern, auch in Deutschland, längst die Stunde politischer Mündigkeit geschlagen hatte. Im ersten Schrecken über den Sturm des Unwillens, der damals losbrach, ward ihm auch eine gar nicht so üble Verfassung verliehen. Nachdem sich aber der Sturm gelegt hatte, fanden die Maßgebenden wiederum, man sei doch wohl etwas voreilig gewesen, und revidierten während der letzten Jahre Friedrich Wilhelms IV. rückwärts, was das Zeug halten wollte.

Geduldig hat das Preußenvolk auch das getragen. Zwei Menschenalter lang hat es sich das „elendeste aller Wahlsysteme" gefallen lassen. Ein System, das es fertig gebracht hat, drei Vierteilen der Wahlberechtigten das Wählen gänzlich zu verleiden. Dann fand der König von Preußen, eine zeitgemäße Reform dieses Systems sei denn doch „eine der dringlichsten Aufgaben der Gegenwart" geworden. Daß er diese Ansicht in einer Thronrede niederzulegen wagte, kostete ihn seinen ersten Ratgeber. Trotzdem machte sich der Nachfolger daran, das Versprechen des Königs einzulösen. Nur hatte er die wunderliche Laune, es nur mit Zustimmung derer einlösen zu wollen, die seinen Vorgänger gestürzt hatten, weil es gegeben worden war!

Herr v. Bethmann Hollweg wollte die Geduld des Preußenvolks dadurch belohnen, daß er ihm die direkte Wahl zugestand. Die regierende Mehrheit aber wollte nicht, daß Herr v. Bethmann sich der indirekten Wahl, dieses Palladiums des Rückschritts, entäußere. Sie wäre aber nicht abgeneigt gewesen, die öffentliche Wahl zur Hälfte preiszugeben, wenn nur sonst alles beim alten bliebe.

Doch da keiner wollte leiden.
Daß der andere für ihn zahle,
Zahlte keiner von den beiden.

Das geduldige Preußenvolk war wieder einmal der Geprellte. Denn Ministerpräsident und regierende Mehrheit kamen bald stillschweigend überein: dies Volk, das im Hungern nach politischen Rechten eine so weitgehende Uebung habe, könne recht wohl noch eine Weile weiter hungern. Ueber den Stein, den man ihm statt des Brotes politischer Gleichberechtigung hatte reichen wollen, hatte man sich zwar nicht einigen können. Aber darin war man doch einig, daß dreiviertel des Preußenvolkes weder reif noch würdig seien, in Preußen die gleichen politischen Rechte auszuüben, die ihnen im Reiche zuständen.

Du fragst, womit du solche Mißachtung verdient habest? Du warst nicht vorsichtig in der Wahl deiner Eltern, mein Sohn. Wärst du vor mehr als vierzig Jahren als Franzose auf die Welt gekommen, im Elsaß oder in Lothringen, dann könntest du es erleben, daß der preußische Ministerpräsident in seiner Eigenschaft als deutscher Reichskanzler sich demnächst in eigener Person um deine elementarsten politischen Rechte bemühte. Derselbe Mann, der dir die volle Freiheit und Unabhängigkeit der Wahl nicht zugestehen will, weil du ein Preuße bist, würde dann auch für dich im Namen der verbündeten Regierungen das geheime Wahlrecht fordern. Derselbe Mann, der dich in die gottgewollten Abhängigkeiten des Klassensystems eingeschnürt halten will, weil du ein Preuße bist, würde dann auch dir die gleichen Grundbedingungen des Wählens zubilligen, wie dem geborenen Wähler erster Klasse. Derselbe Mann, der dich auf unbestimmte Zeit will weiter hungern lassen, dieweil du als Preuße darin geübt bist wie kein anderer, würde dann eine, seiner Meinung nach recht reich gefüllte Kompottschüssel politischer Rechte vor dich hinstellen, mit der freundlichen Aufforderung, dich zu bedienen.

Wenn die Verfassungsreform für Elsaß-Lothringen so oder so Gesetz geworden sein wird, dann wird man im Deutschen Reiche zwei Klassen von Staatsbürgern haben. Zur einen werden die gehören, denen man vertrauensvoll wenigstens eine mehr oder minder große Abschlagszahlung auf die staatsbürgerlichen Rechte gegeben hat, die rings umher zu den selbstverständlichen Erfordernissen eines Kulturstaates gehören. Zur anderen Klasse — wirst du gehören, mein Sohn. Weil du ein Preuße bist. Und außer dem Stolz auf dein Preußentum auch das hübsche, politische Hungertalent in die Wiege gelegt bekommen hast. Daß es dir nicht verloren gehe, darum sind alle „Staatserhaltenden" im Lande Preußen nun seit nahezu hundert Jahren ängstlich besorgt und bemüht, und der Reichskanzler ist nicht der Mann, mit einer ehrwürdigen Ueberlieferung voreilig zu brechen. — Sei ihm dankbar, mein Sohn!

Paul Harms.

Die deutsch-englischen Entschädigungsverhandlungen.

Eine offiziöse Note.

Seit Jahr und Tag schwebt, wie bekannt, zwischen der englischen und der deutschen Regierung die Angelegenheit der Schadenersatzzahlung für die während des Burenkrieges geschädigten deutschen Ansiedler in Britisch-Südafrika. Ueber das Resultat oder vielmehr die Resultatlosigkeit dieser Verhandlungen veröffentlicht das Organ des Auswärtigen Amtes, die „Nordd. Allg. Ztg." in ihrer gestrigen Nummer eine Mitteilung, deren Form besonders nach den jüngsten Erklärungen des Reichskanzlers über die „Beseitigung des gegenseitigen Mißtrauens" zwischen Deutschland und England überraschend wirken könnte. Durch die Beschränkung auf die Wiedergabe des nackten „Nein" und durch ihre Veröffentlichung an der Spitze des offiziösen Organs wird diese Note möglicherweise alarmierender wirken, als ihre Autoren es vermutlich beabsichtigt haben. Der Wortlaut ist folgender:

„Die britische Regierung hat sich nunmehr in der Frage der deutschen Schadenersatzansprüche aus dem britisch-südafrikanischen Kriege geäußert. Sie **lehnt ein Eingehen auf alle Reklamationen,** die seinerzeit den in Britisch-Südafrika eingesetzten britischen Kommissionen unterbreitet worden sind, **ab** und ist hinsichtlich dieser Reklamationen auch **nicht bereit,** dem deutschen Antrag auf Ueberweisung der Angelegenheit an den **Ständigen Schiedshof im Haag** zu entsprechen. Nur für einige Fälle, welche den Kommissionen in Britisch-Südafrika nicht vorgelegen haben, erkennt sie an, daß es sich dabei um eine Rechtsfrage handelt, und will diese dem Haager Schiedshof unterbreiten.

Das Auswärtige Amt hat die beteiligten Deutschen mit Nachricht versehen. Es gedenkt die Angelegenheit bei der britischen Regierung weiter zu verfolgen und wird Näheres darüber mitteilen, sobald die englische Regierung von den beabsichtigten Schritten unterrichtet sein wird."

Das ist fast eine Form, wie man sie sonst nur zu wählen pflegt, wenn man den Eindruck erwecken will, als läge eine wenig freundliche Handlungsweise einer anderen Regierung, ein Konfliktsstoff vor. In Wirklichkeit handelt es sich dabei nur um eine juristische Meinungsverschiedenheit. Das Auswärtige Amt wird sich nicht darüber beklagen dürfen, wenn die allzu pointierte Stilisierung, die vermutlich seiner Rechtsabteilung zur Last fällt, hierzulande zu einer wenig erfreulichen englandfeindlichen Agitation ausgenützt werden sollte.

In der Tat ist man, wie uns von unterrichteter Seite mitgeteilt wird, in Berliner leitenden Kreisen darauf gefaßt, daß die Alldeutschen die Mitteilung der „Norddeutschen Allgemeinen" zum Gegenstand einer chauvinistischen Agitation machen werden. Doch wird dazu versichert, man stehe gleichwohl der Angelegenheit ruhig gegenüber und betrachte sie im wesentlichen nur als eine Formsache. Die englische Regierung wolle die juristische Seite der Ansprüche der im Transvaalkriege geschädigten deutschen Kolonisten nicht anerkennen, aber sie glaube, daß in vielen Fällen die Gründe der Menschlichkeit in ebenso hohem Maße in Betracht kommen als die des

Dezemberwetter.

Von [Nachdruck verboten.]
Karl Ettlinger (München).

Baron v. Münchhausen schöpfte sich ein neus Glas Punsch voll, tat einen kräftigen Zug an seiner Tonpfeife, lehnte sich weit im Sessel zurück und fuhr in der Erzählung fort: „Der Mai ist der Lieblingsmonat der Dichter, der Dezember ist der Lieblingsmonat der Apotheker. Ich habe, weiß der Himmel, schon viel von der Witterung zu leiden gehabt: in Afrika ging meine Büchse durch die Glutbitze von selber los und die Kugel tötete das Huhn, das gerade aus dem Ei kroch, das ich zum Frühstück aß; in Grönland war eine solche Hundekälte, daß wir, um uns zu erwärmen, in einen Eisschrank schlüpften; eine Harpune, die ich nach einem Walfisch warf, blieb in dem starrgefrorenen Nebel hängen; die Eskimos stahlen uns unsere Tintenfässer und löffelten den Inhalt als Tinteneis; es wurde ihnen so übel davon, daß jeder drei Bogen Löschpapier hinterher verzehren mußte! Ja, die Witterung hat mir schon übel mitgespielt! Aber das Schlimmste war doch ein Dezember in München."

Der Baron v. Münchhausen stärkte sich durch einen kräftigen Schluck zu neuen Wahrheiten und erzählte weiter: „Am fünften Dezember traf ich in München ein. Ich konnte mich dem Hotelportier leicht verständlich machen, denn ich spreche perfekt englisch. Der fünfte Dezember war ein herrlicher Frühlingstag. Die Sonne brannte derartig vom Himmel, daß die ältesten Leute ohne Perücke ausgehen konnten, ja, alle Flüssigkeit verdunstete so fabelhaft schnell, daß ein frischgefüllter Maßkrug beim Oeffnen des Deckels nur noch dreiviertel Liter enthielt. Mir schmolz, während ich gähnte, eine Goldplombe. Auf den Straßen saßen die Leute Rettichsamen, — kurz: der fünfte Dezember war ein prächtiger Lenztag. Ich zog mir den leichtesten Sportanzug an, den ich bei mir hatte, und machte einen kleinen Bummel durch die Stadt. Ueberall Frühjahrstoiletten. In den Modeläden standen die neuesten Waschblusen im Schaufenster, die Pelzgeschäfte hatten wegen Verkaufsunmöglichkeit geschlossen. Ich schlief die Nacht bei offenem Fenster, ohne Kissen und Decke. Als ich am Morgen des sechsten Dezembers aufwachte und mir die Augen reiben wollte, fuhr ich entsetzt zurück. Was meinen Sie, was an meiner Nase hing? Ein Eiszapfen! Ich sprang mit einem Satz aus dem Bett und sofort mit einem anderen Satz wieder ins Bett zurück: in meinem Zimmer lag der Schnee einen halben Meter hoch! Verblüfft schellte ich dem Zimmermädchen. Sie kam in einem dicken Pelz, auf Schlittschuhen. „Ja", meinte sie auf meine Frage, „das Münchner Dezemberwetter ist nicht anders! Bei uns wechselt das Wetter beinahe stündlich. Das Quecksilber im Thermometer legt täglich alles in allem gerechnet, gut eine Meile zurück!"

Eine Stunde später wandelte ich als Eskimo durch die Straßen. In den Pelzgeschäften standen die neuesten Wintermäntel im Schaufenster, die Modeläden hatten geschlossen. Wo die Leute gestern Rettich gesät hatten, liefen sie heute Ski. Ein Mädchen, dem ich am fünften Dezember frischgepflückte Veilchen abgekauft hatte, verfolgte mich am sechsten Dezember mit gebratenen Kastanien. Am Isarufer hatte ich gestern lachend die deplazierte behördliche Warnung gelesen: „Das Betreten der Eisfläche ist untersagt." — heute las ich: „Baden im Freien verboten!" Hatte ich tags zuvor mein Mittagessen im Garten verzehrt, so suchte ich mir jetzt im Restaurant einen Platz dicht beim Ofen. Zwischen Fleisch und Dessert las ich in den Zeitungen die ersten Wintersportunfalldepeschen: auf dem Marienplatz war ein Trambahnwagen eingefroren; im Hauptbahnhof war infolge der Schneewehen ein Luxuszug pünktlich eingetroffen. Auch eine Sensation gab es: zwei Gerichtsärzte wollten sich wegen eines verstorbenen Untersuchungsgefangenen duellieren; der eine behauptete, der Mann sei am Hitzschlag gestorben, der andere blieb dabei, er sei erfroren. Glücklicherweise stellte ein zum Schiedsrichter ernannter Mediziner in letzter Minute Blinddarmentzündung fest." Wieder füllte der Baron das Punschglas, kräftigte sich und fuhr fort: „Als ich nach einer Stunde das Restaurant verließ, traf mich beinahe der Schlag: es regnete in Strömen. Auf den Straßen ruderten die Leute in Kähnen. In einem Dampfschiff sauste die Feuerwehr vorbei, denn der Blitz hatte irgendwo eingeschlagen. Ich telephonierte den roten Radlern nach einem Motorboot und kehrte ins Hotel zurück. Dort lag ich drei Tage schwer krank: eine Mischung von Erkältung und Ueberhitzung; ich hatte Frostballen, die aber ganz mit Sommersprossen bedeckt waren. Im Fieber phantasierte ich laut: ich stellte ein Münchner Dezemberkostüm zusammen. Badehose mit Pelzmantel, nackte Füße mit Schlittschuhen, Strohhut mit Ohrenklappen. Es war die schwerste Krankheit meines Lebens, und hätte ich nicht vom zehnten Dezember an abwechselnd Sonnenbäder und Schneeabwaschungen nehmen können, wer weiß, ob ich noch am Leben wäre, und Ihnen diese wahre Geschichte erzählen könnte."

Münchhausen schloß. Seine Gäste dankten ihm und verabschiedeten sich. Und als sie die Treppe hinunterstiegen, da meinte Einer, der den Münchner Dezember aus Erfahrung kannte: „Unser guter Baron! Nun ja, er erzbergert ein bißchen, aber was Wahres ist dran! Was Wahres ist dran!"

Ein russischer Fürst in Berliner Theaterschulen.

H. H. Fürst Serge Wolkonski, Hofmeister des Kaisers von Rußland, ist nach Berlin gekommen, um die verschiedenen Theaterschulen zu studieren. Der Fürst, dessen Bruder Vizepräsident der Duma ist, besucht in diesen Tagen die Theaterschulen von Reinhardt, Emanuel Reicher, das Sternsche Konservatorium usw. Im Jahre 1899 und 1900, also zwei Jahre, war der Fürst Intendant der kaiserlichen Theater in Petersburg und Moskau. Das Alexandertheater für Dramen, das Marianetheater für Opern und Ballett, das Michaeltheater mit seinem französischen Repertoire, und die vier Theater in Moskau, standen unter seiner Leitung. Jetzt, wo er nicht mehr Intendant der kaiserlichen Theater ist, hält er Vorlesungen über Kunst und Theater in Petersburg, Amerika und in andern Ländern. Seine Absicht ist, nachdem er auch Wien und Dresden besucht hat, eine ausführliche Studie über die Entwickelung der Talente junger Schauspieler zu schreiben. Denn Rußland soll kein System besitzen, junge Schauspieler heranzubilden. „Gute Lehrer gibt es bei uns eigentlich nicht. Ich sehe es als meine Aufgabe an, in dieser Sache einzugreifen . . .", sagte mir der Fürst.

Wir plauderten längere Zeit und immer wieder über Kunst. Wie diplomatisch ich auch dann und wann das Gespräch auf das politische Rußland zu bringen trachtete, kamen wir doch fortwährend auf die Kunst, die „keine Grenzen kennt", auf die schöne Kunst, die aus Slawen, Germanen und anderen „Brüder" macht, auf die „freie Kunst", die nur dem internationalen, universalen Zensor gehorcht, zurück.

Ich fragte den fürstlichen Kunstgelehrten, welche ausländischen Autoren an den kaiserlichen Theatern aufgeführt würden, wie der öffentliche Geschmack sei, ob der Zar sich für Kunst interessiere usw., und ich hörte verschiedene Sachen, die, wenn nicht ganz neu, immerhin für die Leser Interesse haben können. In den kaiserlichen Theatern werden ebenso wie in anderen Großstädten hauptsächlich Shakespeare, Molière, Schiller und Ibsen zur Darstellung gebracht. Außerdem werden klassische russische Autoren und jüngere russische Schriftsteller gespielt. Auch die besten modernen ausländischen Dichter kommen